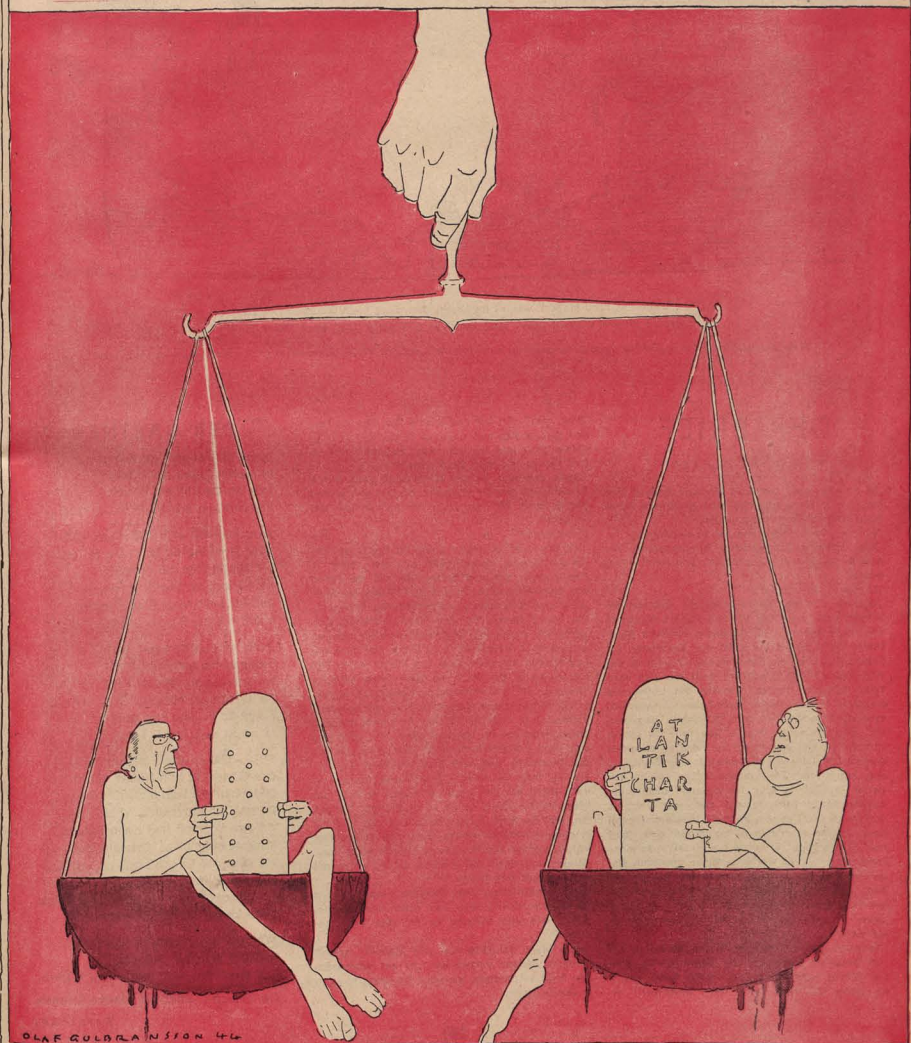


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

WILSON UND ROOSEVELT



„Das Gewicht bleibt immer dasselbe!“

Wilson e Roosevelt: "Il peso è sempre lo stesso!,"



„Schaun S', Frau Haberl, wenn I ins Dischkriern über mein Gmüshandler komm, muß I allaweil Obacht gebn, sonst werd so a Strumpf glei' zwei Meter lang!“

„Guardate mo', sora Haberl, quando mi capita di discorrere del mio erbivendolo, devo far sempre attenzione, se no la calza mi viene lunga due metri...“

DER BRIEF

VON HEINZ SCHARPF

„Es ist alles aus“, empfing Madame Bruisac ihre Freundin Sylviane und ließ eine glitzernde Träne ihren schönen Augen entquellen.

„Erzähle“, suchte Sylviane sie zu beruhigen.
„Ach, Sylviane, Schreckliches ist geschehen. Vor drei Tagen gab es zwischen mir und Henri einen Krach.“

„Zwischen dir und Henri?“
„Ja, oder dachtest du zwischen mir und meinem Mann? Nein, zwischen mir und Honoré herrschte bis heute Morgen der schönste eheliche Burgfriede. Jetzt allerdings steht das Barometer auf Sturm. Doch höre! Henri überraschte mich vor drei Tagen mit der Nachricht, er könnte sich nach Lyon versetzen lassen, wo ihm ein bedeutend besserer Posten winkte, man habe ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zum Überlegen gegeben, ich solle ihm raten, was er tun soll. Du kannst dir denken, wie empört ich war, daß er nur einen Augenblick lang diese Versetzung in Erwägung zog, mit diesem Trennungsgedanken spielte. Ich geriet förmlich in Wut. Ich bin nun einmal ein aufbrausendes Temperament, aber man liebt es doch auch sonst an uns, wenn wir temperamentvoll sind. Anstatt mich nun zu beruhigen, goß Henri noch Öl ins Feuer. Er nutzte die Situation zu einer Erpressung aus. Er wollte in einer gewissen Angelegenheit von mir ein bestimmtes Ja! haben, dann würde er in Paris bleiben. Ich gab es ihm aus Trotz nicht.“

„Aber, Valencienne, was bedeutet denn schon so ein Ja?“

„Nein. Ich gab es ihm nicht. Darauf stellte er mir zum Abschied ein Ultimatum. „Wenn ich bis morgen Mittag nicht deine Zustimmung habe“, sagte er, „gehe ich nach Lyon, mein Ehrenwort!“ —

„Dann geh!“, rief ich und drehte ihm den Rücken. Das spielte sich also vor drei Tagen ab.“

„Mein Gott und du beheldest deinen Starrkopf und liebest ihn nach Lyon gehen?“

„Nein, das war keinen Augenblick lang meine Absicht; ich dachte vielmehr, bis morgen Mittag hat es noch Zeit, da kann ich noch hundertmal Ja sagen.“

„Was dann?“

„Ich fuhr sehr verärgert heim. Zu Hause speiste ich mit Honoré, dann begab sich mein Mann in sein Zimmer, um zu arbeiten. Ich saß am Kamin und langweilte mich entsetzlich. Plötzlich überkam mich eine schrecklich melancholische Stimmung, die meine Sehnsucht nach Henri krankhaft steigerte. Ich wollte ihn telefonisch anrufen, aber er war nicht zu erreichen. Also setzte ich mich hin und schrieb ihm einen Brief, der ihn rühren mußte. Ich erinnerte ihn darin an die vielen schönen Stunden, die wir miteinander verbracht hatten, es wurde ein langer, verliebter Brief, der in einem Postskriptum endete, das nur in einem dreifach unterstrichenen Ja bestand, dem „Ja“, das ihn von Lyon zurückhalten sollte. Und dann tat ich das Dummste, was eine Frau tun kann. Gerade als ich mein Schreiben geschlossen hatte, trat mein Mann ein und sagte, er müsse noch in die Stadt fahren. Ohne lange zu überlegen, bat ich ihn, meinen Brief mitzunehmen und ihn in Paris in einen Kasten zu werfen, denn hier in unserem Vorort werden die Postkästen abends nicht mehr geleert und Henri sollte meine Zellen schon mit der Frühpost bekommen.“

„Um Himmelswillen!“, rief Sylviane, „wie konntest du so unvorsichtig sein! Dein Mann handelte natürlich wie alle Männer, er hat den Brief geöffnet!“

„Mein Mann handelte wie alle Männer“, schloß Madame Bruisac verzweifelt, „er hat vergessen, den Brief aufzugeben, ich fand ihn heute Morgen in seiner Tasche.“

DER GÄRTNER

Wenn ich das gärtliche Budget in großen Zügen mir behel', find' ich zunächst als Pomolog, daß wiederum manche Hoffnung trotz:

Steht Kernobst auch verheißungsboll
- die Zweitgüte tut nicht, wie sie foll;
der Pfirsich zeigt sich abgeneigt;
im Schatten die Morelle streift;
und die sonst regen Beerenspendener
erweisen heuer sich als Blender.

Auch der Gemüse bunte Schar
benimmt sich unberechenbar
beziehungsweise fällt im Keim
der Wühlmäuse Dampfen Trieb anheim.
Fängst du sie, find' zwei neue da:
Le rat est mort, vive le rat!

Tjaja - und lo geh'ns fort und fort.
Das Gärtlein ist kein leichter Sport!
Schier härt' ich Luft, ihn aufzugeben ...
Da find' ich unersiehens eben
auf dem Kompost zwei wunderhübsche,
frisch ausgeglock'ne Champignons,
die, ohne daß ich selbst was tat,
mir Gottes Huld verlihen hat
(und melderhin spendiert zum Lohn,
wenn ich nur ihr Mycel verlohne).

Woraus, dünnt mich, zu schliefen sei:
Mißachte nicht das Nebenbei
und überhätsche nicht dein eignes Wirken.
Die Gnade quillt aus höheren Bezirken.
Rat ab! Rät!



„Tut mir leid, Kleiner, du mußt runter, das Goldene Kälbchen trägt uns beide nicht!“

Verso la conferenza della valuta mondiale: "Mi dispiace, piccolo, ma devi andar giù; il vitello d'oro non ci porta tutti e due!.."

Die Freiheit wird verhandelt

(E. Thöny)



„Was die Einverleibung anbetrifft, haben Sie selbstverständlich volle Freiheit!“

Si negozia la libertà: “Beninteso, per quel che riguarda l’annessione, Voi avete piena libertà!..”

MEDIZIN

VON KONRAD SEIFERT

Einem Arzt? Nein, einen Arzt hatten wir nicht. Aber Don Arturo, der Sohn des Patrons, hatte in der Hauptstadt das Spezialstudium Medizin, Tiermedizin, und der war vor allem fürs Vieh da. Die Menschen behielten sich ganz gut ohne Arzt. Und Vertrauen hatten sie zu Don Arturo sowieso nicht.

Dieser junge Herr war aus der Hauptstadt mit einem Iken wieder zurückgekommen, er hielt mich als gut war vom Schlangenrum. Schlangerum ist bestimmt eine feine Sache. Es hilft allerdings nur, wenn es rechtzeitig angewandt wird, und wenn ein Mensch oder ein Tier wirklich von einer Schlange gebissen wurde. Wird ein Mensch oder ein Tier nicht von einer Schlange gebissen, dann ist die Einprägung von Schlangerum zwecklos. Schlagen, die beißen wollen, müssen erst einmal vorhanden sein, Giftschlangen meine ich selbstverständlich. Und da sah es bei uns recht mäßig aus. Gewiß: es gab schon Schlagen. Aber die meisten von ihnen waren verhältnismäßig harmlos. Die Moskitos waren schlimmer, wahrhaftig, lieber Herr, Sie können es glauben.

Don Arturo hielt nun fast jeden Hautriß, fast jede kleine Wunde, fast jede Schramme für das sichere Zeichen eines Schlagenbisses. Hatte jemand Fieber, trat ihm der Schweiß auf die Stirn, fühlte er sich schlapp und elend, dann waren das alles für Don Arturo die ersten untrüglichen Zeichen eines Schlagenbisses.

Und er spritzte wußt drauflos. Das Vieh konnte sich dagegen nicht wehren. Die Menschen aber wollten von Don Arturos Spritze nichts wissen. Wer läßt sich schon gern solch Giftzeug unter die Haut spritzen! Es tut weh und ist völlig überflüssig. Wenn eben nicht doch eine Schlange zugebissen hat, eine Giftschlange.

Nein, niemand hatte Vertrauen zu Don Arturo. Da hielten sie sich lieber an die alte Curandera Lasana. Doch, doch, „Curandera“ hat etwas zu tun mit dem lateinischen „cura“. Hier heißt es soviel wie die Kräuterver, Wurzelweib. Haye, Ach, lieber Herr, diese alten Indianerweiber verfügen zuweilen über ein ganz erstaunliches Wissen. Sie kennen viele Kräuter, Säfte und Pulver und treten mit oder ohne Hokusopus erfolgreich auf. Die Curandera Lasana zum Beispiel erfreute sich eines größeren Ansehens als Don Arturo. Unter den Menschen.

Daneben war auch noch der Ramon vorhanden. Dessen Methode war anders, ganz anders als die Praxis Don Arturos und die Tätigkeit der alten Lasana. Und er griff nur hier und da ein. Seine Behandlungsweise war immer die gleiche, und sie hatte immer Erfolg. Ich will Ihnen hier die Geschichte vom Esteban erzählen, um den sich Ramon mal bemühte.

Also: dieser Esteban, ein netter Junge, hatte in Tacumal ein Mädchen. Das hieß Luisa. Er ritt oft hin zu dieser Luisa und war recht glücklich dabei. So bei Morgengrauen pflegte er heimzu kommen. Er weckte uns dann mit dem größten Reden von Liebe und Treue und solchen Sachen.

Einmal aber kam er schon gegen Mitternacht zurück. Er hatte bei seiner Luisa den Don Arturo getroffen. Ach, lieber Herr, Sie wissen ja, wie das mit den Mädchen geht, vielleicht haben auch Sie schon mal so etwas erlebt.

Doch das alles erfahren wir erst später. Von Esteban.

Bei seiner Rückkehr aus Tacumal konnte er noch nicht sprechen. Er taumelte, als er zu uns ins Kochhaus trat, in dem wir noch beisammensaßen, und ich weiß es bis heute nicht, wo ihm der Kopf war, sich im Sattel zu halten und dann auf dem Hof aus dem Sattel zu rutschen.

Ja, er sah nicht gut aus. Gelblicher Schaum stand ihm auf den Lippen. Die Augen waren ihm weit aus den Höhlen getreten. Er flieberte. Er lallte. Er zitterte und mußte sich festhalten. Und dann erfuhr er der Länge nach hin.

Schlagenbiß! Vielleicht. Hier tat Elle not. Aber Don Arturo war nicht da. Er war in Tacumal bei dem Mädchen Luisa. Das erfahren wir erst später, ich sagte es schon.

Ramon glaubte an keinen Schlagenbiß. Wir machten auf seinen Wunsch Estebans Oberkörper frei und trugen den Burschen hinaus auf den Hof. Die Nacht war kühl. Die Sterne hingen groß und nah heran. Duft aus tausend Blüten kam von der Laguna über die Chicharas schien laut und durchdringend. Die Moskitos gelagten aufreizend. Wir legten den Esteban auf einen niedrigen Bretterstapel. „Wasser!“ befahl Ramon, der sich an der Seite des Kranken niederhockte. Wir brachten drei Eimer mit Wasser. Ramon goß sie dem bewußtlosen Esteban über den Kopf, das Gesicht, den Oberkörper.

Der Bursche stöhnte auf, und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist eine Quälerei, Ramon! Es scheint doch ein Schlagenbiß zu sein!“

Ramon sagte: „Ich weiße, es ist kein Schlagenbiß. Es ist nur notwendig, daß ich den Jungen etwas ermuntere. Dann habe ich schon gewonnen!“ Er prüfte Estebans Puls und Herzschlag und behauptete noch einmal: „Nein, ein Schlagenbiß ist es bestimmt nicht!“ Und dann befahl er: „Alkohol her!“

Wir hatten um diese Zeit viel trinkbare Flüssigkeiten im Kochhaus. Es waren recht scharfe Sachen darunter. Nun hofen wir ein halbes Dutzend Flaschen heraus, stellten sie neben Ramon hin und fragten, ob das genüge.

Und beim Schein der Laternen wählte er drei Flaschen aus, die nur noch zum Teil gefüllt waren. Deren Inhalt goß er zusammen in eine. Er ließ sich dann noch Caña bringen. Damit rieb er die Brust und das Gesicht Estebans kräftig ein. Der Junge verzog schmerzhaft das Gesicht. Er grunzte kläglich. Einen weiteren Erfolg aber hatte diese Einreibung nicht.

„Na schön!“ meinte Ramon nach einer Weile, während er den Kranken anstarrte. „Bringt mir etwas Pfeffer und ein Stück Holz!“

Wir wußten alle, was nun kam. Und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist wirklich eine Schinderei, Ramon! Es kann schief gehen! Mit mir könntest du so etwas nicht machen, nein, mit mir nicht!“

Ramon sagte nichts dazu.

Er ließ vorsichtig die gemahlene Pfeffer durch den Flaschenhals in die Alkoholmischung rieseln und tat noch etwas Caña hinzu, damit die Flasche voll wurde. Dann schüttelte er alles herhaft durcheinander.

Da ein brauchbares Stück Holz nicht gleich aufzutreiben war, ließ ich ins Kochhaus und holte dort von Tisch einen Hammelknochen, eine Hammelrippe. Ja, es hatte als Abendessen — wie so oft — einen Mann gegeben.

Ramon gebot uns nun, die Beine, die Arme, den Kopf Estebans festzuhalten. Das taten wir. Groß anzutreten brauchten wir uns dabei nicht. Denn dieser Esteban war wirklich mehr tot als lebendig.

Nein, über irgendwelche Kräfte verfügte er nicht. Ich steckte die Hammelrippe zwischen Estebans Zähne, und Ramon öffnete den Mund des Burschen damit ganz weit. Dann begann er, ihm aus der Flasche die Alkohol-Pfeffer-Mischung einzublößen. Esteban mußte schlucken, wenn er nicht ersticken wollte.

Er schluckte. Wer will schon gern ersticken! Vieles floß ja daneben. Aber das meiste gelangte

doch in Estebans Hals. Der Junge wurde plötzlich kreideweiß im Gesicht. Er gurgelte, jaulte, röchelte, stöhnte. Es kam Leben in seinen Körper. Er zuckte wild. Er versuchte, um sich zu schlagen. Aber er wurde von einem halben Dutzend kräftiger Männer festgehalten und hart auf die Bretter gedrückt.

Und Ramon flößte ihm den Inhalt der ganzen großen Flasche ein, es war entsetzlich. Mir wurde recht übel dabei.

„Sol!“ meinte Ramon dann, und er erhob sich. „Der ist kuriert! Schlagenbiß! Ganz ausgeschlossen!“

In diesem Augenblick zog sich Estebans Körper krampfhaft zusammen, und der Bursche zerbiß vor Schmerz mit lautem Knirschen die Hammelrippe, die noch zwischen seinen Zähnen steckte. Ja, lieber Herr, er hatte gesunde Zähne. Vielleicht war außerdem der Knochen etwas müde, ich weiß es nicht gena.

Ramon stand dabei und lachte: „Wir können nun schlafen gehen. Esteban wird bald nachkommen!“ Damit ging er zum Kochhaus.

Wir standen noch eine Weile an der Seite des Stöhnenden, dessen Eingeweide wie Feuer brannten mußten. Und da richtete sich Esteban auf. Er glotzte uns blöde an, fuhr sich mit beiden Händen in den ausgebrannten Mund, sprang hoch, taumelte, stand endlich und stöhnte immer wieder.

Wir hielten ihn, redeten ihm immer wieder gut zu und begannen, ihn auszufragen. Und wir erfuhr, daß er in Tacumal, als er festgestellt hatte, wie es um seine Luisa und deren Treue stand, daß er da ein wenig getrunken hatte, alles durcheinander. Dieses Trinken, die ohnmächtige Wut, der kratzlose Ärger, der schnelle Ritt durch die Nacht zu uns hatten dann dafür gesorgt, daß er in einer recht eigenartigen Verfassung bei uns erschienen war. Nein, von einer Schlange war er wahrhaftig nicht gebissen worden, obschon er andauernd von einer Schlange Luisa sprach.

Es hatte sich gezeigt, daß Ramons Behandlungsweise die richtige gewesen war. Sie war ja bisher immer richtig gewesen, auch dann, wenn es sich nicht um einen schweren oder einen ganz schweren Fall von Trunkenheit gehandelt hatte.

Es war selbstverständlich, daß wir die Heilung Estebans noch in dieser Nacht etwas feierten. Gegen Morgen befand sich der Junge in etwa der gleichen Verfassung wie am Mittwoch, bei seiner Ankunft aus Tacumal.

Und Ramon sagte zu mir: „Nein, eine zweite Kur will ich jetzt nicht an ihm versuchen. Das würde er vielleicht doch nicht aushalten, obwohl ich glaube, daß er einen sehr guten Magen hat. Aber merke dir das Rezept: nimmt drei oder vier Arten von Alkohol, mische sie zu einem schweren oder einen Pfeffer dazu und flöße die Mischung dem Patienten ein. Sie ist wunderbar in der Wirkung. Es ist dabei ganz gleichgültig, um was für eine Krankheit es sich handelt. Sollte ich einmal von einer Schlange gebissen werden, dann kannst du auch in diesem Fall getrost das Verfahren bei mir anwenden. Ich bin sicher, es hilft mir. Nur mußt du darauf achten, daß der Alkohol recht hochprozentig ist!“

AUS EINER ALTEN STADT

Schon lange sind sie tot,
Die Tüpel, Fratzenschneider,
Die Zuerge, Hungerleider,
Mit Nasen blau und rot.

Der Buckelwezel dann,
Der tief auf allen Wegen
Und brachte Sand zum Fegen,
Das war ein schlimmer Mann.

Der Girgel trieb das Vieh,
Doch gab es nichts zu treiben,
Sah man ihn stehen bleiben
Und hörte wie er schrie

Vergangen ganz und gar
Sind ihre Narnenamen,
Die Kinder einst vernahmen
Wie Märchen wunderbar.

Sein Hieb traf haarigoun,
Den hat kein Kind vergessen,
Er schimpfte wie besessen
Aus Backen gelb und blau.

Den alten Treiberfuß
Grüll über Platz und Straßen,
Er konnte es nicht lassen,
Was vielen Ärger schuf.

Wenn starb der Tränenfranz?
Er lief auf krummen Beinen
Und lebte nur vom Weinen,
Die Hand am Rosenkranz.

Die Warzenbabs war gut,
Sie heilte durch Besprechen,
Die Finger, lang wie Rechen,
Stets an der Kohlenflut.

Der wunderlichen Schär
Wer nimmer ganz zu trauen;
Was Kinderangen schauen,
Wird später offenbar.

Wieviel hat er geflücht,
Und schaurig lang sein Schelten,
Bis sich die Haare stellten
Den Kindern auf der Flucht.

Auch Kröpfe sie beschwor,
Was ihr Vergnügen machte,
Welk dem, der heimlich lachte,
Dem spukte sie ins Ohr.

Noch steht der Scheuchenberg
Und steinern steht die Brücke,
Doch wer vernimmt die Tücke
Vom Töpel und vom Zwey?

HERMANN SEIBOTH



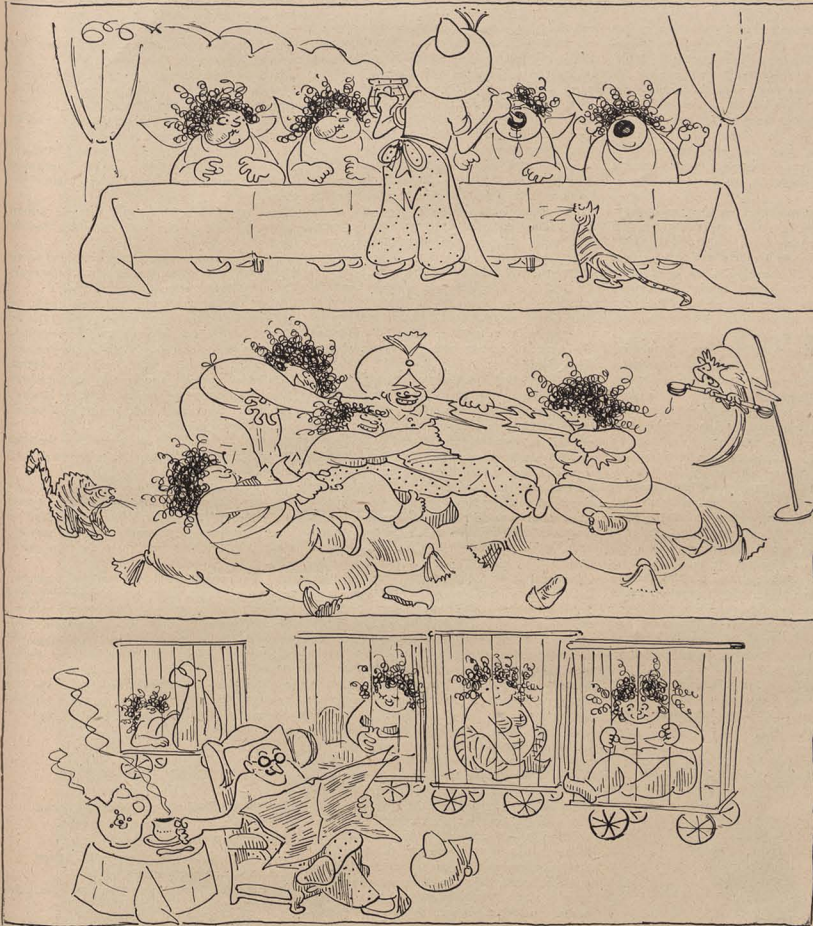
Ein Jugenderlebnis

Von A. Wisbeck

Damals, als mir aus undurchsichtigen Gründen das Aufücken in die fünfte Lateinklasse versagt worden war, verbrachte ich mit meinen Eltern die Sommerferien in Oberstdorf, dem idyllischen Ort des bayerischen Allgäu. Von hier aus öffnet sich schlauchartig, von Bergen umschlossen, das herrliche Walsertal. Ein historisch-topographisches Mißverständnis hatte den längsten Teil des Tales dem österreichischen Staatsgebiet zugeschlagen. Die Lage der Verhältnisse mußte auf den baye-

rischen Ausflügler verführerisch wirken, denn drüben, im Österreichischen, gab es nicht nur den geschätzten „Tiroler Spezial“, sondern die K. K. Tabaktrafiken boten auch köstliche Rauchware an. Da gab es die milde „Trabuko“, die härtere „Regalia“ und die Königin aller Zigarrensorten, die „Virginia“. Ein langer, schwarzer Rattenschwanz war sie, doch sog man aus Ihrem Strohalm den blauen, würzigen Rauch, so konnte man sich traumerfüllt in das Paradies einer westindischen Insel versetzt wähnen. Ist es deshalb verwunderlich, wenn es das Bestreben des Oberstdorfer Ausflüglers war, ein Päckchen Virginia aus dem österreichischen Hohelstgebiet auf dem Rückweg in das bayerische zu verbringen? Dieses jedoch

erhob zöllnerischen Einspruch, und nahe der „Walserschanz“ dräute der bayerische Löwe auf weißblauem Pfahl, jedem seine Pranken in das Genick zu schlagen, der es versuchen sollte, ein Fläschchen „Spezial“, Zigarren oder Zigarretten über die Grenze zu passen. Mit erheuchelter Milde versuchte es der Zollbeamte, ein Geständnis aus dir herauszuschmeißen: „Händr! it oppas Verzellbar's derbi? Zigarra, Zigarette oder an Weng?“ Nein, man hatte beinahe ein gutes Gewissen und öffnete bereitwillig den Rucksack, denn zum Schmuggel im großen Stil hätte man sich schon bei Nacht und Nebel über die Berge schlagen müssen. Kleinere Rationen von Zigarren und Zigaretten ließen sich freilich in der Brust-



lesche bergen, denn bis zur Peinlichkeit einer Leibesvisitation ging die Indiskretion der Bayern nur äußersten Falles.

Auch mein Vater, der sonsthin der Steuerbehörde nicht ein Haar zu krümmen vermocht hätte, konnte der Verlockung, wenn es um die „Virginia“ ging, nicht widerstehen. Zehn Stück fanden gerade in der Brusttasche Platz. „Nein — nein“, murmelte er verlegen in seinen Vollbart, wenn der Zöllner die Gewissensfrage an ihn stellte.

— — — — —
 „Was habt ihr heute in der Geographiestunde gelernt?“ frug mich eines Abends mein Vater, und es klang so harmlos, daß keinerlei Argwohn in

mir aufstieg. „Es wurde über den Atlantischen Ozean gelehrt“, log ich deshalb forsch. — „Ach was, über den Ozean?“ lächelte ironisch mein Vater. „Merkwürdig, daß du zur gleichen Zeit mit einem Mädchen auf einer Bank am Kleinhesseloher See gegessen hast!“ — „Ganz richtig“, log ich weiter, „das mit dem Atlantischen Ozean war ja schon vorgestern, denn heute ist der Herr Professor krank gewesen, und das Mädchen habe ich gar nicht gekannt.“ Stimmunzelnd sprach mein Vater auf mich ein: „Du hast die Schule geschwänzt, und nun merke dir etwas für dein ganzes Leben: Ein Mensch kann fehlen, aber er muß sich freimütig und ohne Rücksicht auf die Folgen zu seiner Schuld bekennen. So geziemt es einem

Mann!“ — „Gut“, erwiderte ich bitter, „aber warum hast du dich bei der ‚Waiserschanz‘ nicht zu deiner Schuld bekannt? Du hättest dem Zollbeamten gestehen müssen: Ich habe zehn Virginia in meiner Tasche!“ Betroffen schwieg mein Vater. Hier gab es wirklich keine Einwendung. „Bessere dich!“ sagte er nur kurz, und verließ das Zimmer. Aber auch mein Vater hat sich nicht gebessert, sondern ließ sich im nächsten Jahr eine längere Brusttasche in den Rock nähen, damit die Virginia nicht geknickt würden. — (Sollte ich als gesetzlicher Erbe für die in fünfzig Jahren angelaufene Zollsuld dem Staat noch hatten, so ziehe ich die vorstehende Erzählung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.)

DIE VITRINE

VON SCHLEHDORN

Geschiedene Frauen sind häufig so schamhaft, daß man sich wundert, daß so schamhafte Frauen geschiedene sind. Das fanden auch die beiden Regiererräte, die während des ganzen Tees bei der Baronin S. die schamhafte, junge Frau Ursula in der Ecke belagert hielten, wo die Vitrine stand. Wenn zwei Männer, zumal wenn es Freunde sind, der gleichen Frau den Hof machen, so werden sie leicht kühn in ihren Behauptungen, bisgig in ihren Erwidrerungen und komisch für den Betrachter, manchmal sogar für die Dame, um die es sich handelt.

Adrian, „der Vortzliche“ genannt, weil jeder seine Leistungen kannte, — während bei seinem Kollegen jedermann den Spitznamen „Heini“ wußte, — führte die Teetasse zum Mund, in der nur noch eine Zitronenscheibe lag, warf einen Blick auf die Vitrine und sagte: „Vitrinen im Dresdener Barock sind nie aus der Zeit. Die Vitrine ist eine Schöpfung des Biedermeier, genauer: nachdem der Biedermeier seine Seele in empfindsamem Briefen enthüllt hatte — bitte wann schrieben die Leute alle die Briefe? — enthüllte die Biedermeierin ihm die ihre durch die Schaulusterauslage ihrer Gefühle in der Vitrine. Vitrinen sind immer ein wenig indiskret.“

„Ich finde sie interessant“, meinte Heini. Und dann betrachteten sie alle drei die Vitrine. Da bewahrte die Baronin ihre hübsche Sammlung von Gemmen und Kameen auf, da lag der Kammerherrnsschlüssel und einige Orden ihres langverstorbenen Gatten, da gab es, natürlich, die Bronzezettel und die winzige eingelegte Mandoline von der Hochzeitsreise nach Venedig, — und siehe da!“, stellte Adrian fest, „auch das kleine Kamel aus Messing mit der blauen Perlbommel fehlt nicht, das rings um das östliche Mittelmeerbecken herum überall angeboten wird: „sehr antique, Sir, zweihundert Jarre einbezogen; man fesselt es als routinierter Reisender herunter, bezahle es trotzdem viel zu hoch und bringt es stolz nach Deutschland, wo es zu hunderten hergestellt wird, zurück.“

„Das ist wohl mit den Erfahrungen ähnlich“, sagte die junge Frau nachdenklich, „es sind immer dieselben und sie werden immer wieder

neu bezahlt.“ — Sie denkt bei dem Kamel offenbar an ihren ersten Mann, dachten die beiden Herren und lenkten eifrig auf die Porzellanfiguren in der Vitrine ab; einen ganz kleinen Elefanten, einen doppelt so großen Dackel und einen lebensgroßen bunten Papagei.

In der Vitrine werden große Tiere oft zu kleinen Tieren und umgekehrt, wie in der Erinnerung. Dann fand sich weiter unter vielerlei bric à brac eine schaurige Aquarellmalerei und eine milchglütche Laubsägearbeit — früheste Leistungen hoffnungsvoller Enkel offenbar, in der Ecke lag ein einzelner langer Ballhandschuh und einige Dinge, die weder wertvoll noch schön waren. Also wohl Erinnerungen der gütigen alten Dame. Sie sah gerade herüber unter dem Kranz von weißen Löckchen über ihrer Stirn, und die Drei wandten sich wie ertappt von der Vitrine weg.

„Sehen Sie“, sagte Adrian, „Vitrinen zwingen zur Indiskretion. Wozu legt man sich all die defekten und intakten, antiken und vertrackten Gegenstände hin?“

„An jedem hängt Herz“, sagte Frau Ursula. Heini mußte an die Vitrine der alten Tante Mu denken (gelegentlich hieß sie Marie-Ulrike). Als er deren Nachlaß zu ordnen hatte, fand er darin ein kleines verschlossenes Medallion mit dem verbliebenen Foto von Onkel Ewald, der ebenso wie seine Kusine, die Tante Mu, unvermählt gestorben war. Laut sagte er: „Eine Vitrine ist manchmal voll von Novellen. Und wenn der Besitzer stirbt, werden die teuren Erinnerungen zu wertlosen Nachlaßgegenständen. In dem Augenblick, wo er stirbt, verlieren die meisten ihren Sinn.“

„Manchmal schon früher“, meinte die junge Frau. Dann erzählte Heini, wie er einmal die Vitrine seiner Mutter bestohlen habe: „Damals liebte ich die Lori von nebenan. Lori hatte meinen Heiratsantrag zwar abgelehnt. Mein Einkommen als Sekundarsten schien ihr ungenügend, denn sie werde stets sehr elegant auftreten und außerdem alle Tage Napoleonschnitte mit Schlaghahne essen, wenn sie verheiratet sei. Aber ich wollte ihr wenigstens ewige Treue schwören. . . Da gab es eine Anzahl alter Ringe in Mutters Vitrine. Einen mit dem Miniaturbildnis eines korputen französischen Herrn im blauen Seldnerock. Einen mit Haaren — bal, sagte Lori. Einen mit rotem Stein und Schaumgold. Den hatte ich gestohlen. Lori sollte ihn ewig tragen. Liebe ist eben eine Krankheit, die alle Begriffe verwirrt. Auch den Eigentumsbegriff. — Tags darauf mußte Lori bei meiner Mutter Besuch machen. Sie kam in einem roten Kleidchen, dessen Rock aus lauter Falten bestand, errotete, knixte, küßte die Hand und gab meinen Ring in einem Paketchen zurück: Ich soll auch schön von Mama grüßen.“ Ich hatte meine Ohrfeige schon vorher bekommen und mußte nun bei der Exekution zusehen. Meine Mutter wickelte den Ring langsam aus: „Hast du auch gelesen, Lori, was darin steht? Lori wurde glotzt. Dann las ihr meine Mutter ohne Erbarmen noch einmal die eingravierten Worte vor: „Zur Geburt unseres Ersten. 1862.“ Und legte den Ring wieder in die Vitrine.“

Die junge Frau lachte: „Ich sehe Ihre kleine Liebe vor mir in dem roten Plüseröckchen.“
Regierungsrat Adrian, der in seiner Jugend niemals rings um Vitrinen entwendet hatte, war dagegen: „Zeige mir Deine Vitrine, und Du zeigst mir Deine Seele. Zu einer Vitrine gehört immer Vergangenheit und Eitelkeit und Sentimentalität und Indiskretion.“

„Vielleicht“, sagte Frau Ursula geheimnisvoll und etwas spöttisch, „ich habe auch eine Vitrine

Und wenn Sie mich besuchen, werde ich Sie Ihnen Beiden zeigen.“

Auf dem Heimweg ärgerte sich Adrian weiter über Vitrinen: „Ich mag nun mal die muffizierten Erinnerungen nicht. Ich finde diese Möbel überflüssig.“

„Na, du könntest vielleicht erledigte Akten hineinrent“, händelte ihn Heini.

„Nein, im Ernst. Gesetzet den Fall, du besuchst irgendeine Dame und findest in ihrer Vitrine Geschmacklosigkeiten und Kitsch.“

„Dann darfst du nicht lachen, Adrian, denn an jedem Ding hängt irgendwiew Herz.“

„Gesetzt den Fall, du findest in der Vitrine ein Spitzentuschentuch, mit dem sie von irgendwem Abschied nahm, oder das erste Sabberlätzchen.“

„Dann magst du dich trösten, daß die Tränen längst getrocknet sind und der erste Sabber auch.“

Die Freunde trennten sich schweigend und innerlich beschlossenen beide, Frau Ursulas Vitrine sollte ihnen ein Orakel sein. —

Als sie am Sonntag darauf bei Frau Ursula zufällig zusammentrafen, da stand in dem kleinen Salon wirklich eine hübsche Biedermeiervitrine. Aber die Vitrine war — leer. Nur wenig Holz und blanke Scheiben. „O weh!“ sagte sich Heini, „die hat sie vorher ausgeräumt. Es muß doch mehr Vergangenheit dagesen sein, als der Eitelkeit lieb war.“ Er empfahl sich, korrekt wie immer, nach gemessener Zeit.

„Herrlich“, jubelte Heini im Herzen, „sie hat alles für unsere Zukunft freigemacht.“ Er wurde zu Tisch dababhalten.

So war das immer mit den Orakeln. Eine Frau gibt sie geheimnisvoll kund. Die Männer deuten sie, der eine richtig, der andere falsch. Wer sie richtig gedeutet hat, ergibt erst die Zukunft. Aber die Frau und das Orakel behalten immer recht.

Nach Tisch packte Heini zwei Meißener Figürchen aus. „Sie kennen doch das Affenkonzert, Frau Ursula? Meine Großmutter hatte es noch vollständig. Bei meiner Tante Mu gab es noch ein Quartett von Affchen, bestehend aus dem Dirigenten, der zweiten Geige, der Flöte und der Pauke. Davon haben ich die letzten zwei geerbt: eins mit der Flöte und eines das blauen Affen, der die zweite Geige spielt. Also das Bild der vollkommenen Ehe. Mögen Sie die für Ihre Vitrine?“

Die Klage - II lamento

(Hanna Nagel)



See in Pommern

See meiner Kindheit, gemessen am Ozean, Zählst du nicht mehr denn ein Tropfen Blinkenden Wassers;

Aber für mich bist du gesammeltes Leben, Das, in sich selber verdrückt,

Zwischen den Hügel, den wäldertrüben, rucht-Selig die Zeit,

Da ich aufwärts am Rande des flüsternden Röhrichts Schwäne, Libellen und Taucher

Wären meine Gespielen.

Rohrsänger schnarrten an schwanken Halmen

Bis zum dämmernden Abend ihr Schillied.

Gelbe Nixenblumen, schwimmende,

Dutteten süß wie Mandeln in windstiller Bucht.

Ach, und im Herbst

Fielen die Schwärme der Stare wie brausende

Wolken ins Beth.

Als ich, ein Knabe noch,

Dich zum erstmaln überschwamm,

Glaube ich schon, dich ganz zu besitzen . . .

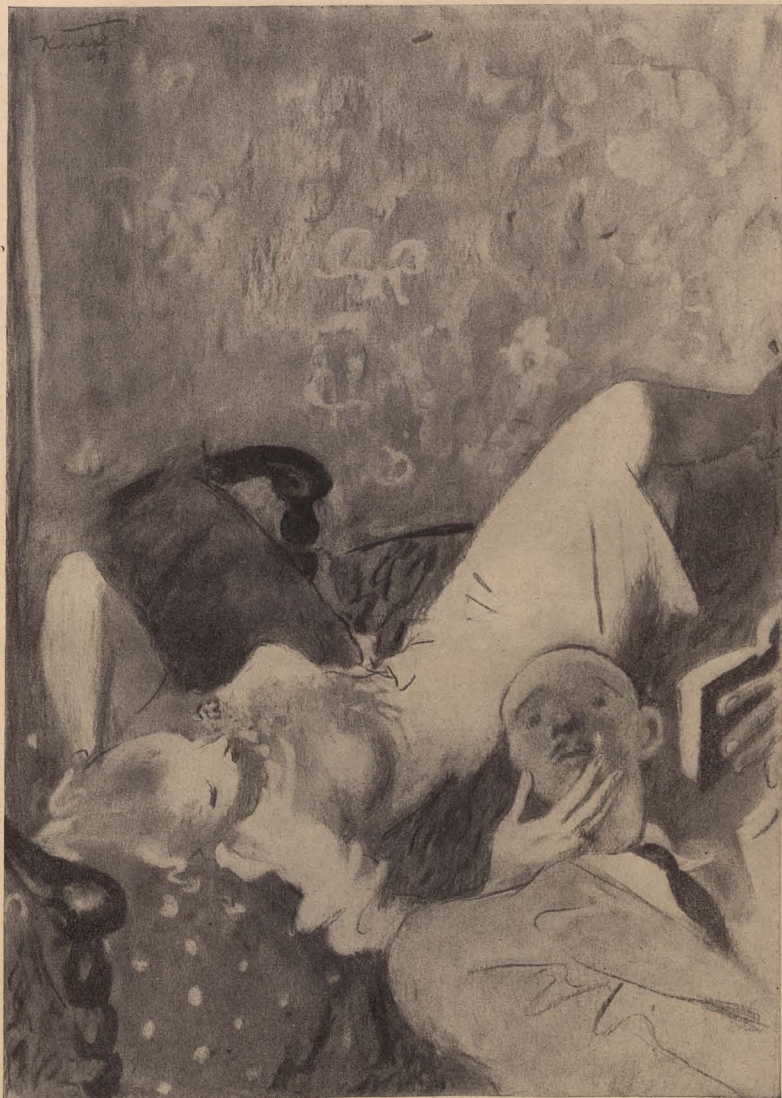
Selig der Tag,

Da ich wieder an deinem Ufer steh,

Lachend den Körper entblöße,

Spiegel des Himmels!

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE



„Sei doch 'n bißchen lieb zu mir, Hänchen!“
„Aber gewiß, mein Kind — nach jeder zehnten Seite!“

Razionamento: „Sii un po' affettuoso, Gianniino, con me!., — “Sì, bambina mia ... ma ogni dieci pagine!.,

Besuch im Forsthaus

(Kurt Heiligenstedt)



„Früher habe ich die Grazie der scheuen Rehlein bewundert, heute fällt mir immer gleich RahmsöÙe dabei ein!“

Visita dal guardaboschi: „Prima ho sempre ammirato la grazia dei timidi caprioletti; oggi al vederli mi viene sempre in mente la salsa alla crema!„

EHE NACH GEWICHT

VON HEINZ SCHARFF

Der Metzgermeister Blasius Ostermeier trat gewichtig vor den Richter. Man hatte ihn um sage und schreibe 40 Pfund Fleisch betrogen. Ein schönes Quantum. Hatte es glatt vor seinen Augen verschwinden lassen.

Erst vor ein paar Jahren hatte er die fiesche Mail aus der ehrbaren Familie derer von Huber geheiratet. Sie brachte ihm die stattliche Mitgift von 170 Pfund Lebendgewicht mit in die Ehe, ein sehenswertes Stück auf dem Heiratsmarkt.

Die Ehe ging gut, das Geschäft ging gut, Blasius sah vernünftig an den vollen Fleischtopfen. Sonntags fuhr er mit den eigenen Rössern spazieren. Seine Gattin thronte dann üppig und reich garniert neben ihm, die in die Augen fallendste Reklame für die Firma, den blossen Nadel der Konkurrenz erweckend. Bis sie eines Tages der Suggestion der schlanken Linie verfiel und hinter dem Rücken des Gatten die sträfliche Gewichts-entziehung anhub.

Amalie Ostermeier, geborene Huber, erfreute sich plötzlich nicht mehr der geschäftsüblichen Wohlgenährtheit, sondern sie strebte jene äußere Erscheinung an, die man bei der Ware in der Fleischbranche als mindere Qualität zu bezeichnen pflegt, da sie zumeist aus Haut und Knochen besteht.

Blasius sah bestürzt zu, wie sie täglich leichter von der Waage stieg, ihr liebliches Kernfett hin- und weg, er sah es nicht nur, er spürte es auch schon mit kundiger Hand. Als das Züngeln an der Waage dann eines Morgens nur mehr 130 Pfund anzeigte, schlug er wütend auf den Hackstock hinein. Er verhielt die erschreckte Mail zur sofortigen Aufmast in der früheren Fülle, widrigenfalls er mit der Scheidung drohte. Und als alles Drohen nicht half, erschien

er tatsächlich bei Gericht, um sich von der so sündhaft vom Fleisch Gefallenen zu trennen.

Jedoch das Gericht wies seine Klage kurzerhand ab. Mit der Begründung: Die Ehe sei keine bloße Gewichtfrage. Da käme es vielmehr auf die Inneren an, womit der Richter nicht Leber, Milz und Lunge, sondern die seelischen Qualitäten meinte. Und an denen hatte Amalie nicht die geringste Einbuße erlitten.

Blasius stand starr. So handhabte Frau Justitia also die Waage der Gerechtigkeit, sie, die sonst unerbitlich den kleinsten Gewichtsbeitrag drakonisch andugte. Hier nahm sie von vierzig vor den Augen des Eigentümers belseite geschafften Nettopfunden nicht die geringste Notiz, dabei handelte es sich durchaus nicht um minderwertiges Kuehlfleisch. Der in seinen rechtlichen Anschauungen völlig aus dem Gleichgewicht geworfene Metzgermeister meuterte mit Recht. Mit seinem ihm verbliebenen 130 Pfund Lebendgewicht verließ er fluchend das Gerichtsgebäude. Blasius Ostermeier ist unserer aufrichtigen Anteilnahme sicher, doch ist bei näherer Betrachtung sein Schicksal kein Einzelschicksal, sondern das Los vieler Männer. Nur liegt die Sache meist umgekehrt.

Da schwebt man mit einem leichten Persönchen von 99 Pfund zum Traualtar und nach ein paar Jährchen schralten einem diese Pfunde zu 198 verdoppelt zur Selte und wollen genau so auf den Händen getragen werden wie die 99 von einst.

Manche Glücklichen merken den Gewichtsunterschied gar nicht weiter, andere nehmen ihn gottgegeben hin, ohne zu klagen, und wieder andere trösten sich darüber mit einer kleinen außererlichen Zuwaage.

HERR FABIUS KAUFT EINEN STRAUSS

VON PAUL GURK

Herr Fabius wandert in sein Heim. Es ist die Zeit der Morgenfrühe, die bald vom Lärm der Räder Widerhallen und vom aufgeregten Staub schädlich gemacht werden wird.

Herr Fabius denkt, wie unheimlich wäre eigentlich sein Heim! Nichts anderes wäre es als ein Kontor ohne Bücher, ohne Telefon und ohne Schreibmaschine. Es habe nur der Chef das Gesicht gewechselt und werde Wirtin genannt. Nie trete eine amtliche Blume in die Erscheinung.

Herr Fabius wundert sich plötzlich, denn es raselt verführt über das Pflaster. Ein Schlächterwagen zeigt sich in der Morgenfrühe. Die Pferde

stolpen müde, unfroh, nicht einmal von Häckselstrümmern befeuert.

Herr Fabius erkennt den Wagen und auch die Pferde. Zwei Straußen und eine Schräge ab wohnt der Meister Lindigkeit. Am Sonntag zuweilen sieht er ihn, wann frisch gesäubert der Wagen ihn zur Rennbahn fährt und glänzend sich die Rosse ihrer Trabarbeit entsinnen.

Der zweite Geselle sitzt auf dem Bock und hält die Leine lössig, halb im Schlaf. Neben ihm aber sitzt, Herr Fabius unbekannt, eine Verkäuferin. Der Herr Fabius denkt: wie erschöpft und bleich sieht das Mädchen aus! Gleich einer angebornen Lilie lehnt sie zurück und schläft. Die Blumenhände schlagen an das Holz, wenn sich der Wagen jäh in eine Asphaltgrube senkt! — Ist das der Menschheit würdig, denkt Herr Fabius, ein junges Mädchen Tag und Nacht zu heizen? Wie würdig wäre es, zunächst Menschenschutzvereine zu gründen! Dabei denkt Herr Fabius nicht einmal an sich.

Wie der Wagen weiterrumpelt, sieht Herr Fabius mit Widerwillen Fleischfetzen und Blut unter der grauen Segeltuchdecke hervorquellen. Man müßte etwas tun, denkt Herr Fabius. Es quält ihn, daß die blasse Blume neben den geschlachteten Ochsen freudlos durch die Nacht und den Tag fahren soll. Er überlegt. Er faßt einen ungeheuren Beschluß: trotz Befragung seines Status im Haushaltungsbuch wird er dem Fräulein einen Blumenstrauß mit einigen Worten schenken, um ihr zu zeigen, daß es nicht bloß Schlächter, sondern auch Menschen gibt.

Es wird Tag. Das Kontor wird abgearbeitet. Am

Nachmittag kauft Herr Fabius einen Veilchenstrauß für fünfzig Pfennige.

Herr Fabius geht an dem Schlächtergeschäft von Lindigkeit auf und ab. Er schaut sich, hineinzu- gehen und ein Achtepfund Aufschnitz zu kaufen, obwohl er durch einen Winkelspiegel das blumenhafte Fräulein zu erkennen glaubt. Er zittert ein wenig und wartet.

Da meint es das Geschehen gut mit ihm. Das Fräulein erscheint und beginnt, da es gegen Abend geht, die Treppenstufen zu scheuern und mit frischen Sägespänen zu bestreuen.

Nun wäre die Gelegenheit da. Herr Fabius ist aufgeregt. Er bemerkt nicht den seldenen Strumpf des Mädchens und nicht ihr frisches gerötetes Gesicht. Er stößt sich fort und stottert, plötzlich neben ihr stehend: „Guten Tag, Fräulein! Warum, waren — Sie heute nacht so blaß und ...“

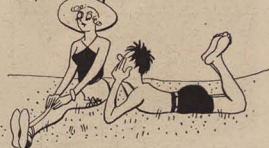
Er kommt nicht weiter. Das Mädchen richtet sich hoch und mustert Herrn Fabius. Sie erblickt den Veilchenstrauß und schritt zornig (Herr Fabius hört nicht die dialektischen Verzerrungen): „Was geht 'n das Sie an? Machen Sie, daß Sie fortkommen, alter Affel! Tanzen Sie mal bis zweie!“

Herr Fabius schämt sich und schleicht in sein Heim. Auf dem Tisch liegt eine Rechnung seiner Wirtin für Heizung. Sie ist zu hoch. Er muß die Schnäpse dem derzeitigen Liebhabers bezahlen. Herr Fabius weiß es aber, was soll man machen? Die Wirtin kann brüllen... — Herr Fabius seufzt. Er nimmt den Veilchenstrauß und betrachtet ihn. Er denkt nach und sinn: Was ist nun dieser Veilchenstrauß, menschlich sowohl wie juristisch? — Ist er ein Irrtum an den Menschen? Ist er ein Irrtum über mich? Eine Voreiligkeit des Schliebens? Eine mangelhafte Beobachtung? Eine noch mangelhaftere Deutung des Geschehens? Ein verlorener Zusammenhang mit dem Tage? Eine Komödie? Eine Tragödie? Eine Mischform dieser beiden Gesichter des Geschehens? — Juristisch gewendet, ist dieser nicht überreiche, jedoch gekaufte Veilchenstrauß eine verminderte werbende Aussage? Ist ein vermindertes Geschenk noch ein Geschenk? Ist sein Gefühl ein Mundern des Herzens? Eine erglühige Täuschung seiner selbst? Schwebt dieser Veilchenstrauß nicht rechtlich in der Luft? Wird er überhaupt von einem einzigen Paragraphen gehalten? —

Der Veilchenstrauß steht in einem Topf ohne Henkel und duftet zwei Tage Bitternis. — Jahr für Jahr aber steht er in einer Konservendose mit feuchtem Sand und wart. — Am Abend des Tages aber verzeichnet Herr Fabius in seinem Haushaltskonto unter der Spalte: Dubioses — 50 Pfennig für einen Veilchenstrauß. Herr Fabius trotz allem aber befürchtet, er wird in ähnlichem Falle wieder einen Strauß kaufen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Süß war sie, der kleine Strandfloh Eva. Kaum achtzehn Jahre.

Und ein Badekostümchen! Er hob sie auf vom Meerstrand. Schloß sie fest in seine Arme. „Denkst du auch nichts Schlechtes von mir, Alfred?“

„Wie sollte ich? Ich fühle doch nur Gutes!“

J. H. R.

GEDENKEN

Verzeihst du mir, daß, wenn ich dein gedenke,

sich immer jenen Abend vor mir seh',

an dem wir in der stillen, alten Schenke

das erste Mal auf deine Rechnung tranken

und heimwärtsgehend manchmal in der Schenke

und oft einander in die Arme sanken?

Es gab gewiß in deinem Leben Stunden,

die des Erinnerns würdiger zu nennen sind,

doch nimmer wieder hab ich dich so froh befunden

wie damals, als du, sonst stets unsern Gast,

aus eigener Tasche, wie ein glücklich Kind,

des Kellners Forderung beglichen hast.

J. BIEGER



„Diese Scheuklappen sind vorzüglich, ich sehe überhaupt keine Gefahr!“

Il cavallo neutrale: „Questi paraocchi sono ottimi; non vedo pericoli di sorta!..“